

Im Nachtcafé

Autor(en): **Nestriepfe, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leicht gewesen in diesen letzten Zeiten, um so mehr Grund, Mädchen, jetzt trillernd vergnügt zu sein! Irrendwelche Sorgen hat schließlich jeder, ich auch . . .“ Mary seufzt und setzt dann leichtfertig hinzu: „Aber man muß nur verstehen, das Beste aus allem zu machen. Dies ist die große Lebenskunst. Ich kann dir sagen,

Kind, ich weiß, wie man allem Widerwärtigen ein energisches Schnippchen schlägt und wie man alle Sonnenstrahlen auffängt, auch wenn sie nicht gerade für einen selber bestimmt sind; beides ist eine sehr zuträgliche Beschäftigung und erhöht das Freudenbildget!“

(Fortsetzung folgt).

Im Nachtcafé.

Nachdruck verboten.

Ein Bild aus dem Leben, von Siegfried Restriepke, Berlin.

Ein Nachtcafé zweiten Ranges: Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge.

Echte Zigeuner natürlich, die spielen. Der Name nicht auszusprechen, aber sehr deutsche Gesichter . . .

Blaue Jacken — recht hell und auffallend blau, mit goldenen, bimmelnden Schnüren und dicken Einfassungen überreich besetzt. Wirkt außerordentlich aus der Ferne, in der Nähe weniger: das Blau zeigt schon zuviel Bierflecken und Ueberreste von schnellen Mahlzeiten, das Gold der Besätze ist angelauten, die Schnüre sind ohne Glanz . . . Wie's überall in solchen Lokalen ist . . . Gines wie das andere. Zum Ersticken . . .

Rauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge. Musik! Musik!

Wenig Pausen: es könnte langweilig werden! Immer flott gespielt: gleich, ob so oder so . . . Nur immer Musik, keine Langeweile! So verläßt nur immer abwechselnd einer nach dem andern das Podium in der Ecke, um sich eine Viertelstunde zu erholen; die andern drei spielen ununterbrochen weiter: zwei Geigen und Klavier, Klavier, Geige und Cello, zwei Geigen und Cello . . . wie es sich eben trifft.

Eine Geige bleibt immer; das muß schon so sein . . . schon wegen des Dirigierens. „Er“, der Maestro mit dem großen ungarischen Namen, zu deutsch Fischer, spielt auch Solo. Er hat einige Glanznummern; er hat auch Talent; er ist sogar ein großer Künstler, wie er oft genug gesagt hat. Das sieht man ihm auch schon an . . . Diese Gestalt, diese Bewegungen, diese ringelnden Locken, diese Art, die Geige zu halten, den Bogen zu führen . . .

Das wogt und wallt, Lachen, Zohlen, zwischendurch die Musikklänge . . . Musik, Musik!

Alles Mögliche in buntem Durcheinander; ist ja auch ganz gleich! Kunst zu genießen, ist ja doch keiner da. Dazu sitzt man doch nicht im Café — nach zwölf Uhr! Da geht man hin, sich zu amüsieren! Man ist doch jung. Man hat ein Mädels bei sich. Oder man sieht zu, wie man sich an eines hinanschlingeln kann. Man lacht, man reißt Wize. Man brüllt auch mal; man läßt's am nötigen Stoff nicht fehlen. Man ist oder man wird erst fidel; man haut auf den Tisch; man ulkt die Leute oder die Kellner an. Man kneift die Mädels oder sucht sie an sich zu zerrn. Man erzählt ihnen Geschichten, und sie tun, als wollten sie rot werden, und kichern und kneifen wieder und erzählen auch etwas . . . Man ist eben jung . . . Wundervoll ist es . . . Rauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge . . . Musik, nur immer Musik!

Sie sitzen und fideln und pauken auf den gelben Tasten . . . wie ein starrer Fels im luftig bewegten Meer! Auf den geröteten Gesichtern der helle Schweiß. Ein Glas Bier nach dem andern verschwindet in den durstigen Kehlen. Nun schon über vier Stunden . . . Musik! Da tun schließlich die Finger weh, und der Kopf brennt. Häufiger werden die unreinen, die falschen Griffe, schlaffer die Bogenstriche, unregelmäßiger die Tempi . . . Offenbach, was Lustiges . . . „Ich weiß ein Herz, für das ich bete“ . . . „Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?“ . . . Potpourri . . .

Nur keine langen Pausen! Munter, munter! Musik . . . Musik!

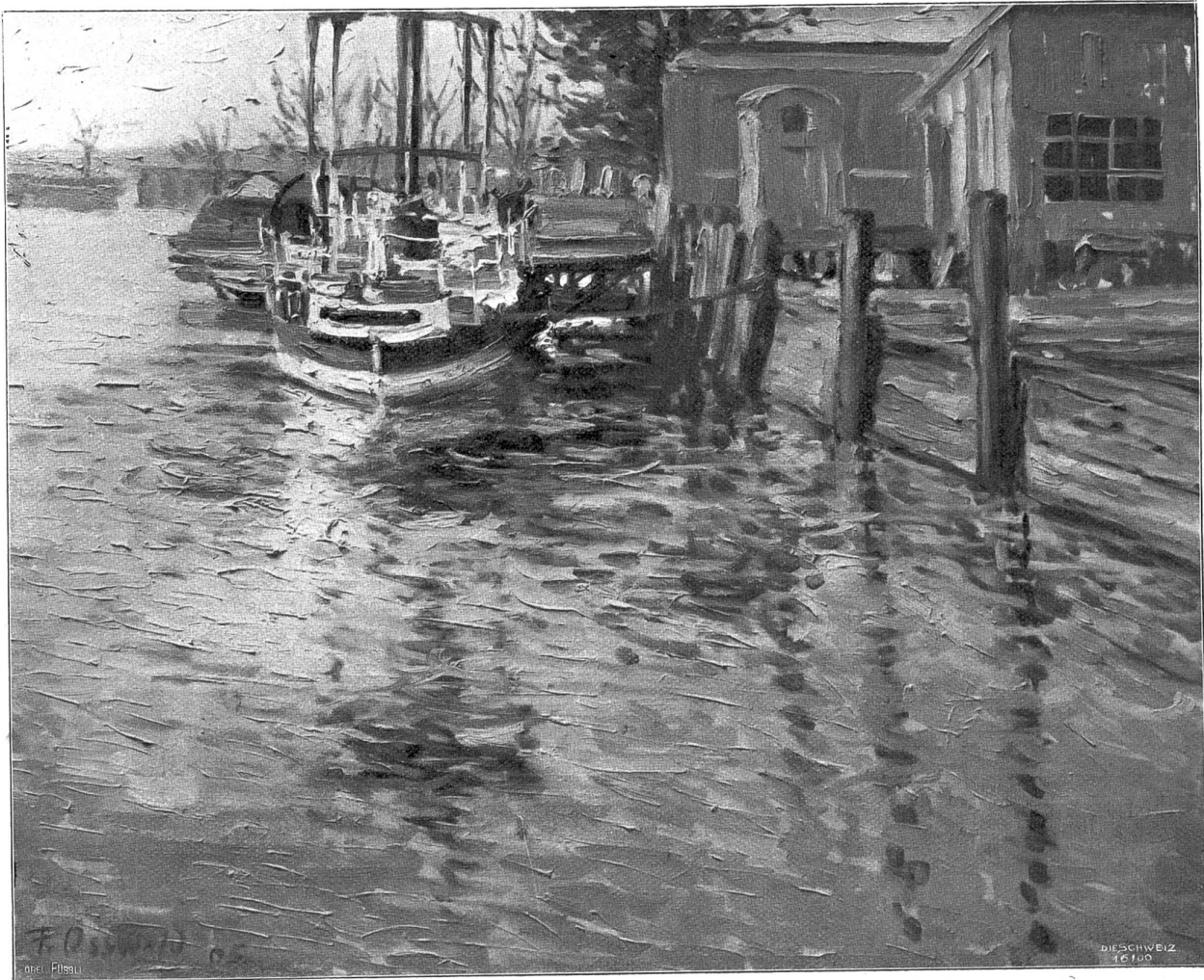
Der große Ungarmeister tut einen langen Atemzug. Noch ein Stück, dann ist wieder für ihn die Viertelstunde der Erholung gekommen. Noch einmal richtet er sich hoch auf, schwingt den Bogen ein paar Mal um den Kopf, tut ein paar Striche, nickt dem Orchester zu, runzelt die Brauen, zerteilt mit dem Bogen wieder einige Mal wie mit einem Takstock die Luft, geigt selbst wieder, im Takte sich mit dem Körper wiegend — das versteht er; dafür ist er der große Künstler, der Maestro mit dem großen, edeln Namen, zu deutsch Fischer . . .

Endlich! Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung springt er vom Podium, und kofelt ein paar jungen Mädels zulächelnd schlängelt er sich zum Büfett.

Der zweite Geiger erhebt sich, um die Führung zu übernehmen. Ein schlankes Bürschchen, sehr, sehr jung noch, wohl kaum seine siebzehn Jahre alt. Blaue Jacke, goldene Schnüre — beschmückt und angelauten wie alle hier . . . Ein schmales blaßes Gesicht, tiefliegende melancholische Augen, tiefschwarzes Haar! Das



Schiffe. Nach dem Gemälde von Fritz Schwald, Zürich-München.



Landungssteg. Nach dem Gemälde von Fritz Schwald, Zürich-München.

war eigentlich der Hauptgrund, weshalb der große Ungar ihn vor drei Monaten engagierte: das Zigeunermäßige seines Aussehens — freilich, daraufhin allein noch nicht: er war sehr dumm — dumm im Sinne des „Direktors“ — deshalb sehr billig, sehr bescheiden und ein tüchtiger Spieler; er hatte Schulung. Man durfte es ihm nur nicht sagen, ihm, dem einfachen Mitglied der Kapelle: der Künstler blieb der große Ungar. Gott sei Dank besaß der schwächliche Kerl auch keinen vergeblichen Ehrgeiz; er tat nur, was seine Pflicht war, spielte alles, was man ihm vorlegte, und paßte sich jedem an; das war genug!

Nun steht er, um zu dirigieren — Leopold Meding.

Aber der große Ungar ist er nicht, noch lange, lange nicht! Gar kein Feuer, kein Künstlertum; wie ein Konservatoriumsschüler hält er die Geige: gar kein taktmäßiges Wiegen des Körpers, kein Kopfnicken, kein Stampfen mit dem Fuße, kein Schwingen des Bogens!

Eine schwermütige, fast eintönige „Weise“! Ohne aufs Blatt zu sehen, spielt er mit geschlossenen Augen — stumm, steif ... Nein, kein Künstler!

Qualm, Rauch, Biergeruch, Lärm, Musikflänge ...

Er träumt.

Der richtige Träumer! Ob er sitzt oder steht, spielt oder ruht, seine Gedanken sind anderswo, und eine tiefe Falte legt sich zwischen die gewölbten Brauen, und in den Augen glüht es wie heimliches Feuer ...

Wenn er an seine Geschichte denkt ...

Uebrigens gar nichts so Besonderes. Gott weiß, wie vielen andern es ebenso gegangen ist wie ihm — nur, daß er sich nicht darüber hinwegsetzen kann.

Musikantensohn, Vater früh gestorben; Not und Sorgen. Hoffnung und Trost in der Musik. Große, schöne Hoffnungen ... In wieviel einsamen Stunden sich Mutter und Sohn die ferne Zukunft ausgemalt, wo der Künstler Meding vom Podium herab eine tausendköpfige Menge durch sein Spiel begeistern würde ... Die Zeit würde kommen. Sie wußten gewiß, sie mußte kommen. Es war ihnen ja versprochen.

Sie hatten einen Gönner. Herr Breitenkamp war ein reicher, reicher Herr; der hatte erst einen Konzertmeister gefragt, um das Talent des Jungen zu prüfen, und dann gesagt, er wolle die Kosten seiner Ausbildung tragen, sobald er fünfzehn Jahre alt wäre. Er war auch dazu verpflichtet. Denn was die Medings waren — als der Alte noch lebte — die hatten ihm einmal einen großen, großen Dienst geleistet, von dem er jedoch nie gerne sprach; dafür hatte er dem Vater auf dem Sterbebette die Sorge für den Sohn versprochen.

Nun war er fünfzehn Jahre. Das Herz brennend in schöner Hoffnung, doch auch voll leiser Angst, ging er ...

Ein schönes Haus ... Vornehmste Straße, Schillerstraße Nummer 3. Fast wäre er wieder umgekehrt ... so vornehm. Er trat doch hinein.

Aber ... der feine Herr wollte ihn nicht kennen; er erinnerte sich gar nicht mehr ...

Frau Meding kam.

Er erinnerte sich dunkel ... Aber die ungünstigen Zeiten ... Er hätte eben auch kein Vermögen ... Die Zeiten, die Zeiten ...

„Aber Sie haben es uns doch versprochen! Ich habe Leopold vorbilden lassen, nichts gespart, drangegeben, was ich

habe . . . in der Hoffnung auf Sie! Sie können uns doch jetzt nicht im Stiche lassen . . .“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt: Es tut mir leid . . . aber die Zeiten . . . Was wollen Sie denn eigentlich? Ich habe mich doch zu nichts verpflichtet! Wie hätte ich das überhaupt können? Aber beste Frau! So nehmen Sie doch Vernunft an . . .“

Sie hatten Vernunft annehmen müssen. Sie waren gegangen . . . gebrochen, mutlos, Schatten ihrer selbst.

Keine Lust mehr zu frischem Streben, kein Mut mehr zum Kampf mit dem Schicksal!

Sie war gestorben . . . nicht lange nachher.

Er hatte sich so durchgeschlagen.

Er hatte sich keine Mühe mehr gegeben, weiter für seine künstlerische Ausbildung zu sorgen. Etwas anderes als geigen und ein wenig Klavier spielen konnte er auch nicht. So hatte er zum Tanz gespielt, wemns sich traf, hatte gehungert, wemns sich nicht traf, und ward schließlich als Zigeuner von dem großen Ungarn engagiert für billiges Geld zu schlechter Musik.

Ihm war alles gleich.

Rauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge . . .

Mechanisch streicht Leopold Meding mit dem Bogen über die schwingenden Saiten.

Ende.

Notenwechsel.

Soufamarisch.

Luftige Klänge: ein paar Nachtschwärmer, die schon übermüde zusammengesunken sind, fahren wieder auf und beginnen, die Melodie mitzuspfeifen. Andere trommeln dazu auf den Tischen.

Immer noch kommt's und geht's — aus und ein und ein und aus!

Wo die Leute alle herkommen!

Wieder geht die Tür, eine neue Gesellschaft schwärmt lachend herein. Bornehme Gesellschaft diesmal sogar. Zwei hochgewachsene Herren mit modischem Ueberzieher, alles bis ins Kleinste hinein von ausgesuchter Eleganz, selbst der Zylinder nach neuester Form. Mit ihnen natürlich auch zwei Mädels. Natürlich . . . denn solche Leute kommen selten hierher ohne Mädels. Für andere ist hier nicht die Gegend und nicht das Lokal.

Arme Dinger! So von Café zu Café herumgeschleppt werden, lachen, lieb tun müssen, um zu verdienen, zu leben — denn wer tut's heute noch anders — hier, in dieser Gegend in diesem Lokal, in solcher Gesellschaft!

Schade, schade! — Leopold Meding kann nicht aufsehen . . .

Er hört nur ein ausgelassenes Lachen von neuen Stimmen, das sich nähert . . . Vielleicht alte Bekannte . . . Es gibt ja so eine ganze Anzahl auch weiblicher Stammgäste, die nur von Zeit zu Zeit ihre Begleiter wechseln!

Er muß aufpassen bei den feurigen Passagen und Sprüngen; der Marsch ist nicht leicht, und der „Maestro“ liebt ihn nicht. Das Publikum hingegen liebt ihn. So hat es der große Ungar gütigst erlaubt, daß der kleine Meding ihn ab und zu spielt.

Der quält sich redlich damit ab.

Dabei hört er, wie die Gesellschaft, die eben erst angekommen ist, dicht unter ihm neben dem Podium Platz genommen haben muß. Zwar ein unbeliebter Platz . . . aber es mag wohl alles besetzt gewesen sein. Helles Gelächter hallt an sein Ohr; dann ein paar tiefe, dröhnende Stimmen, Kellnerrufe, Gläserklingen. Da — die Stimme . . . Sie kommt ihm so bekannt vor . . .

Ende.

Jetzt kann er hinunterschauen.

Die Geige in seiner Linken beginnt zu zittern. Jetzt weiß er, weshalb die eine Stimme ihm so bekannt vorkam . . . diese tiefe, dröhnende Stimme . . .

Ihm gerade gegenüber sitzt der eine der Eingetretenen, eine hohe, elegante Gestalt, nicht mehr jung — eckiges, dunkelrotes Gesicht, stiere Augen, aus denen die Trunkenheit spricht, der Mund vom Lachen verzerrt — im Arme ein Mädchen — Den kennt er.

Nur zu genau kennt er den.

Schillerstraße wohnt er, Schillerstraße Nummer 3. Und Friedrich Bredenkamp heißt er — ausgerechnet Friedrich Bredenkamp und nicht anders. Mit diesem Herrn hat er selbst

gesprochen . . . er und seine Mutter . . . etwas sehr Wichtiges verhandelt, ihn an etwas erinnert, was er ganz vergessen zu haben schien . . . Und dieser klagte noch so schwer über die schlechten Zeiten . . . und ließ sie hinauswerfen . . .

Dieser „Herr“, der da vor ihm sitzt und seine „Kleine“ selig im Arme hält und mit ihr anpöfzt . . . nicht Bier trinkt wie die andern, sondern Wein, schweren funkelnden Wein . . .

Dieser „Herr“ mit dem roten Gesicht und dem widerlichen dröhnenden Lachen . . .

Gnade Gott dem, der diesem in die Hände kommt! Das ist einer, der versteht's!

Armes Mädels, daß du so einem in den Arm gelaufen bist! Hüte dich! Der . . .

Er kennt sie noch nicht.

Gott im Himmel, wenn es keine von den „Gewissen“ wäre, wenn sie in ihrer Unschuld nicht wüßte, was sie tut . . . So jung ist sie noch, so verschüchtert sieht sie aus, als kenne sie dies alles gar nicht . . . Gott im Himmel!

Er starrt sie an, als wollte er jeden Zug an ihrem Gesichte studieren, ausforschen, ob sie wert ist, daß er sie bemitleidet . . .

Wie der Lange lacht! Alles übertönt dies Lachen. Noch näher will er der Kleinen, will unverschämmt werden . . . Die Kleine rückt ein wenig zur Seite.

Sie hat emporgeblickt, und ihre Blicke haben sich begegnet. Dunkelrot ist ihm das Blut in den Kopf gestiegen . . . Und — täuscht er sich? — auch sie ist errötet . . .

Sie kennt noch die Scham . . . Die Scham vor einem ganz gewöhnlichen, heruntergekommenen Geiger!?

Ihm brennt der Kopf.

Der etwas bucklige Cellist stößt ihn an.

„Na, was soll's?“ — „La Paloma?“

„Meinetwegen. Geben Sie nur her!“

Er nimmt die Noten, stimmt die Geige, steht wieder auf, nicht mit dem Kopfe und beginnt.

Er braucht die Noten nicht. Es ist auch gut so. So kann er die da unten beobachten.

Sie sind alle selig. Nur die Kleine ihm gegenüber scheint es nicht. Sie trinkt auch, lacht auch, läßt den Arm um ihre Schulter legen . . . aber es will ihm scheinen, als wäre das alles nur gezwungen . . .

Er hat einen heißen Wunsch. Der da sollte einmal aufsehen und ihn erkennen!

Er wollte ihm dann einen Blick zusenden, der sollte ihn bis ans Herz treffen, der sollte seine Rache sein! Er würde darunter erstarren, im Nu würden Luft und Rauch dahin sein, und ein Bild sollte vor ihm auftauchen . . . ein Bild, bei dessen Anblick selbst er zusammenbrechen würde . . .

Wah, der! Phantasien! Der mit seinem steinernen Herzen, der zusammenbrechen, erstarren, seine Ruhe verlieren! Der hat gar kein Herz — kann keines haben!

Und doch wünscht er es, er möchte aufblicken. Man kann ja nicht wissen . . . Wie er ihn haßt! Er hat gedacht, alle Leidenschaften in seiner jungen Brust wären erstorben; er hat sich getäuscht. Sein ganzes Inneres ist in Aufruhr, wie er ihn hier vor sich sehen muß, berauscht, lachend, grölhend. Der hat seine Mutter in den Tod getrieben . . . in den Tod, aus dessen Reich es keine Rückkehr gibt . . . und ihn in das Elend . . . aus dem es auch keine Rückkehr gibt, wenigstens für ihn nicht! Der da hat ihn hinabgestoßen in diese Tiefen, wo er Nacht für Nacht durchmachen muß, zermartert von den Tönen elender Zingeltangelmusik, beleidigt von Szenen müßer Sinnlichkeit und Trunkenheit — so jung noch! Wie schön hat er einst geträumt, wie hoch hinausgewollt, wie hätte er den hohen Weg auch gehen können, wenn der nicht dazwischengetreten wäre mit seinem Verrat, der ihm allen Glauben an das Gute, an das Schöne nahm!

Da — jetzt hat er doch aufgeblickt!

Wah, er hat ihn nicht erkannt — natürlich nicht . . . Ueber ein Jahr ist es her, daß sie sich zuletzt gesehen, und jetzt sitzt er hier noch dazu verummumt, ein anderer als damals . . .

Qualm, Rauch, Biergeruch, Lärm, Musikklänge . . .

Das Lied geht zu Ende . . . Er spielt weiter, ohne zu bemerken, daß die andern aufhören. Jrgendwoher erschallt ein lautes Bravo, Gelächter, ein wenig Klatschen.

Er setzt ab und läßt sich schwerfällig auf seinen Platz nieder. Ihm ist nicht wohl. Wenn er den da unten nur nicht immer ansehen müßte . . . und das Mädchen an seiner Seite . . .

„Wüßtest du, an wessen Seite!“ möchte er ihr zuschreien. „Hüte dich vor dem, du kennst ihn nicht! Er verführt dich, er macht dich unglücklich! Du bist eine Unschuld, du kennst diese Art von Menschen nicht! Goldene Berge versprechen sie und werfen dich hinaus aus ihren Palästen, wenn du einen Pfennig forderst! Hüte dich, hüte dich! Weh dir, daß du schön bist!“

Ja, sie ist schön! Er hat noch nie darauf geachtet; aber bei dieser fällt es ihm auf, während er sie so starr anblickt. Schön ist sie, begehrenswert schön . . . natürlich hat der da Geschmack, Uebung, der sie „entdeckte“!

„Hüte dich, hüte dich! Weh dir, die du so schön bist!“

Wieder hat sie ihn angeblickt mit ihren großen Augen. Jetzt haben sich ihre Blicke in einander geheftet — lange, lange . . . In seinem Blicke hat er ihr gesagt, was er ihr mit Worten nicht sagen darf, und er hat sich nicht getäuscht: auch ihre Blicke haben gesprochen . . . müssen es haben . . . haben ihn gebeten, angefleht um Hilfe, Schutz, Rettung vor der Zudringlichkeit ihres Begleiters!

Gewiß hat sie ihn verstanden; doch sie findet keinen Weg heraus aus diesen Armen in freie frische Luft . . .

Sie erlösen! Aber wie? Wie?

Gefesselt sitzt er ja da, gebunden. Was soll, was kann er tun?

Wieder trifft ihn ihr Blick . . . Diese Augen, diese großen, angstvoll-stehenden Augen!

In ihm fiebert es; das Herz klopft gegen die Brust, als wollte es sie sprengen. In den Schläfen hämmert's wild, und dicker Schweiß tritt auf die heiße Stirne.

Ein Kellner kommt und bringt ein Tablett mit frisch gefüllten Gläsern, um es auf das Podium zu stellen.

Er ist der erste, der eines ergreift. Ohne abzusehen, stürzt er es hinunter. Weiß Gott das wievielte diesen Abend! Rascher fließt das Blut durch die Adern, und ein eigentümliches Lächeln legt sich um den schmalen Mund.

Er grübelt über einem Plane, wie er seinen Feind treffen kann und ihm seinen Raub entreißen.

Tolle Ideen!

Wenn er sich einfach auf ihn losstürzte, ihn bloßstellte vor allen Leuten, hinausführe in alle Welt, was er an ihm getan . . . Bah, was würde der sich daraus machen!

Was würden die andern tun als darüber lachen und ihn hinauswerfen? Aber vielleicht . . . ihr würden die Augen aufgehen, sie würde ihn verstehen, würde stehen wie ein gebogtes Wild . . .

Der Cellist hat schon wieder etwas aus dem Rotenhaufen herausgewählt.

Ohne hinzusehen oder zu hören, nimmt Leopold Meding sein Blatt. Starr blickt er hinunter.

Wieder sieht sie ihn an — länger denn je . . .

Ja, ja! — Ein Stoß trifft ihn:

„Los! Na?“

„Ja . . . was denn?“ — „Ueber den Wellen!“

Er muß wieder spielen. Immer noch starrt sie ihn an. Auch er wendet keinen Blick von ihr . . .

Qualm, Rauch, Lärm, Biergenuß, Walzerlänge.

Neue Flaschen werden unten hingestellt. Die Pfropfen springen, in den Gläsern schäumt der Champagner . . . Lustiges, helles Gläserklirren, dröhnendes Lachen!

Der Lange hat sie an sich gezogen, flüstert ihr ins Ohr; aber sie hört nicht, sieht ihn nicht an, zu ihm hinauf gehen ihre Blicke, stehen ihn an, angstvoll, hilflos suchend . . . Deutlich hört er aus ihnen einen Herzensschrei: „Du, du, hilf mir! Du . . . Ich kann nicht!“

Er fiebert.

Immer zudringlicher ist ihr Peiniger geworden, immer dringlicher stehen ihre Blicke. Gehe es zu spät ist . . . Er darf nicht länger zögern, sonst . . .

Mitten im Spiel setzt er ab. Klavier und Cello führen ein schreckliches Duo weiter.

Seine Knie zittern. Er will hinabspringen, irgend etwas tun, er weiß selbst nicht recht was . . . sie retten, sich rächen . . . zu ihm, zu ihr . . .

Da springt sie auf, packt ihren Begleiter am Arm.

Schrilles Gelächter klingt aus ihrem Munde, das ihm das Herz zerreiht. Er hört Worte . . .

„Kinder, Kinder! Den verdrehten Geiger schaut an! Er hat sich verliebt in mich, toll hab' ich ihn gemacht . . . Immer



Studienkopf. Nach dem Gemälde von Fritz Schwalb, Zürich-München.

angeglogt hab' ich ihn, und nun hat er sich verliebt! Kinder . . . wenn er's nun tragisch nimmt?“

Er hört nichts mehr. Halb ohnmächtig ist er auf seinen Stuhl gesunken. Cello und Piano machen einen schnellen Schluß. Aus dem Publikum dröhnt tosendes Gelächter und heftiges Klatschen — — —

Wenige Sekunden später steht schon wieder der große Ungar auf dem Podium und führt mit Eleganz und Kunst sein „Drachster“ — — —

Still schwankt eine müde hagere Jungengestalt an der Wand entlang aus dem Saale, eine schmale steile Treppe hinauf in ein kleines dumpfes Zimmer . . .

Gedämpft klingt's noch von unten herauf.

Lustig geht es da weiter . . .

Ein Nachtcafé zweiten Ranges . . . Rauch, Qualm, Biergeruch, Lärm, Musikklänge . . . Lachen . . . Gläserklirren . . . Musik . . . Nur immer flotte Musik!

Mein ist das Leben noch!

Mein ist das Leben noch! Was will ich klagen?

Mein ist der Lenz, das goldne Sonnenlicht,

Mein ist der Stern, der durch die Wolken bricht —

Sollt' ich das Leid nicht stark und mutig tragen?

Sollt' ich den Flug des Geistes nimmer wagen,

Dorthin, wo Himmelsglanz sich heimlich schiebt,

Wo nur die Seele zu der Seele spricht

Und wo der Ewigkeiten Pulse schlagen?

Mein ist das Leben noch! Ich lerne schauen

Nach allem Sonnenschein ins Wettertosen,

In Felsenklüfte nach den Blumenauen —

Doch blühen mir die schönsten aller Rosen,

Die reinsten Freuden durch das Selbstvertrauen,

Das nimmer mir gebracht des Lebens Kosen.

Anna Stauffacher, St. Gallen.